

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „*Ostdeutschen Presse*“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 21. Februar 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Schloß Favorite.

Roman von B. v. d. Landen.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Winter war es. Der Himmel hatte seine ersten Schneeflocken über die herzogliche Residenz ausgeschüttet und ein scharfer Wind pfliff durch die Straßen. — Clemence von Fünfkirchen stand an dem Fenster ihres Zimmers und blickte auf das Treiben der Schuljugend die mit blaurothen Wangen und Nasen vor dem Prinzessinnen-Palais Alotria trieb. Ein Ausdruck fester Entschlossenheit lag auf ihren Zügen, ihre ganze Haltung verrieth ein an Stolz grenzendes Selbstbewußtsein. Die Kammerfrau der Erbprinzessin trat ein: „Hoheit erwarten das gnädige Fräulein!“

Ohne Antwort schritt die Angeredete an der Frau vorüber nach dem Zimmer der Fürstin; sie ging mit dem Bewußtsein, daß diese Stunde über ihre Zukunft entscheiden würde, und sie war entschlossen, von dem, was ihr Gewissen ihr vorschrieb, was sie als Recht erkannt, nicht um ein Jota abzuweichen.

Katharina empfing sie gütig, fast liebevoll.

„Nun, ist mein thörichtes Kind vernünftig geworden?“ fragte sie, ihrer Stimme einen weichen, einschmeichelnden Klang gebend und den Arm um die Schulter des jungen Mädchens legend. „Kleine, sei doch kein Märchen, Paul liebt Dich, der Herzog hat seine Einwilligung zugesagt. Ist es denn ein so schreckliches Geschick, eine Gräfin Ringstetten und Gemalin eines Prinzen zu werden?“

„Nein, Hoheit, es ist nach menschlichen Begriffen fast zu viel des Glücks für ein armes Mädchen, es ist mehr, als ich je in den kühnsten Träumen für mich zu hoffen wagte.“

„Nun also! Weshalb willst Du denn nicht endlich die entscheidende Frage an Dich herantreten lassen?“

„Weil ich den Prinzen zu hochschätze, um ihn eine Frage thun zu lassen, auf die er, durch Euer Hoheit in seinen Hoffnungen bestärkt, ein „Ja“ erwartet, und auf die ich ihm doch nur mit „Nein“ antworten kann.“

Katharina trat heftig mit dem Fuß auf und biß sich in die Lippe.

„Warum?“ fragte sie in kurzem, herrischen Ton.

„Weil ich ihn nicht liebe, und weil ich niemals das heiligste Bündniß mit einem Meineide besiegeln werde!“ rief Clemence, sich aufrichtend und ihre Herrin mit einem flammenden Blick messend, dem dieselbe mit kalter, hochmüthiger Ruhe begegnete.

„Und hast Du Dir überlegt, welche Konsequenzen Deine an Narrheit grenzende Sentimentalität für Dich haben wird?“ sagte sie dann, „glaubst Du, der Herzog werde ungestraft mit der Ehre seines fürstlichen Hauses spielen lassen? Dein Starrsinn wird gebrochen werden, einem fait accompli gegenüber ist schon manch

eigenwilliger Mädchenkopf gefügig geworden. Glaubst Du, ich werde mich um Deinetwillen dem Achselzucken meiner Feinde preisgeben? Ich habe diese Liebe protegirt, ich bin ihre Fürsprecherin gewesen beim Herzog und diese Heirat wird stattfinden! Ich habe dem Prinzen geschrieben, daß er sich heute noch sein „Ja“ holen dürfe.“

„Das — das hätten Euer Hoheit gethan?“ rief Clemence empört.

Es mochte wohl etwas in ihrem Wesen liegen, was der Prinzessin verrieth, daß ihr Born machtlos an diesem unerschütterlichen Willen abprallte, und mit Ausbietung ihrer ganzen Selbstüberwindung änderte sie ihre Taktik.

„Du denkst nur an Dich, Clemence,“ sagte sie, „denke auch an den, der Dich unendlich liebt, der um diese Liebe gelitten, gekämpft, und der in Deinem Besitz den einzig begehrenswerthen Lohn sieht. Glücklich machen, Clemence, ist auch ein Glück.“

Ihr forschender Blick ruhte auf dem Mädchen, das regungslos, mit gesenkten Wimpern und wogendem Busen, die Hände fest ineinander geschlungen, vor ihr stand.

„Gut, Hoheit,“ sagte sie endlich langsam, „ich bitte nur um die Erlaubniß, mit dem Prinzen allein, ohne Zeugen sprechen zu dürfen.“

„Dieser Wunsch sei Dir gewährt, und damit es ohne aufzufallen geschehen kann, magst Du ihn hier empfangen. Du bist noch so jung, Kind,“ fügte die Fürstin — ihr leicht über das dunkle Haar streichend — hinzu, „aber auch für Dich wird ein Tag kommen, wo Du deutlich und mit Dank gegen Gott erkennst, was es heißt, über alle Schranken hinweg treu und ohne Wanken geliebt zu werden.“

Das Mädchen legte die Hand über die Augen, die aufsteigenden Thränen zu verbergen, als leise die Portiere zurückgeschlagen und der Prinz gemeldet wurde.

„Empfange ihn allein,“ sagte Katharina, nachdem der Kammerlakai sich zurückgezogen, und verschwand durch eine kleine Seitenthür, die in ihr Boudoir führte.

Tief aufseufzend ließ Clemence die Hände von ihrem Antlitz sinken und erwartete, leicht auf einen Sessel gestützt, den Eintritt des Prinzen.

„Endlich, Sie Grausame,“ rief er, seine freundlichen blauen Augen mit strahlendem Blick auf sie richtend, „haben Sie Mitleid mit mir. O Clemence, theuerstes Fräulein, wenn Sie wüßten, wie ich diesen ersten Augenblick ungestörten Alleinseins herbeisehnte, und wie ich Ihnen dafür danke! Aber, was ist Ihnen, Sie sind bleich, — Sie weinen? Sagen Sie mir, was Sie drückt; meine große innige Liebe giebt mir ja wohl ein kleines Unrecht auf Ihr Vertrauen. Sie haben mir in den letzten Wochen so wenig Hoffnung gemacht,

ja, Ihr Auftreten wäre eher geeignet gewesen, selbst die leiseste, die sich in meinem Herzen regte, zu vernichten, wenn nicht Katharina mich getröstet und mir versichert hätte, daß hinter dieser scheinbaren Kälte ein wärmeres, tieferes Gefühl verborgen sei, und sie hat wahr gesprochen. Nicht so? Sie hat wahr gesprochen?"

Voll warmen, tiefen Empfindens kamen die Worte über seine Lippen und jeder Ton verrieth dem gequälten Mädchen, daß hier ein edler, guter Mann in aufrichtiger, ehrlicher Liebe um sie warb, und je deutlicher sie dies fühlte, um so tiefer litt sie darunter.

„Mein Prinz,“ sagte sie endlich, mühsam ihre Ruhe bewahrend „sprechen Sie nicht weiter und zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen in dieser Stunde ein bitteres Weh bereiten muß.“

„Clemence!“

Er trat einen Schritt zurück, die starke Gestalt bebte; sie sah, wie nahe es ihm ging, und ihrer selbst nicht mehr mächtig, brach sie in Thränen aus.

„Sie sind edel und treu, aufrichtig und wahr,“ schluchzte sie, „Sie bieten mir das Beste und Höchste, was ein Mann zu bieten hat, und ich — ich sollte Sie täuschen — —“

Ihre Stimme brach ab, sie sank in einen Sessel und verbarg das von Thränen überströmte Antlitz in ihrem Tuch. Eine Zeit lang war es still — ganz still im Gemach. Der Prinz war es, der das Schweigen brach; er setzte sich neben die Weinende und zog ihr sanft die Hände vom Gesicht.

„Clemence,“ sagte er weich, „ich sehe jetzt insofern in der ganzen Sache klarer, als ich begreife, daß man Sie gegen Ihre Neigung beeinflussen wollte, mir Ihre Hand ohne Ihr Herz zu schenken. Ist es so?“

Sie nickte stumm.

„Sie lieben mich nicht? Sagen Sie es nur gerade heraus, wenn ich das Rechte getroffen.“

„Nach allem, was Euer Hoheit mir gesagt, darf ich Sie als einen Freund betrachten,“ antwortete Clemence leise.

„Gewiß — als Ihren treuesten und selbstlosesten; vertrauen Sie mir ganz, Sie können es ohne Scheu.“

„Wenn mein Herz frei wäre, würde ich vielleicht Euer Hoheit Werben angenommen, Sie gebeten haben, sich zunächst an meiner innigen freundschaftlichen Zuneigung genügen zu lassen, und ich zweifle nicht, daß diese Zuneigung sich bald in Liebe gewandelt haben würde. Aber mit der Liebe zu einem anderen im Herzen einen falschen Schwur leisten und das edelste, hingebendste Vertrauen mißbrauchen — das, mein Prinz, vermag ich nicht, und ich bitte Sie nur, mich nicht dafür verantwortlich zu machen, daß Ihnen diese schweren Augenblicke nicht erspart blieben.“

Der Prinz blickte schmerzlich bewegt, still vor sich nieder.

„Die Erbprinzessin ist es, die diese Verbindung unter allen Umständen wünscht,“ sagte er halblaut, „haben Sie eine Vermuthung, weshalb?“

„Nein, Hoheit.“

Er stand auf. „Leben Sie wohl, Fräulein von Fünfkirchen, und möchte Ihnen bald das Glück zu Theil werden, das Sie in so reichem Maße verdienen.“

„Hoheit irren; dies Glück habe ich auf ewig verloren; ich habe auf nichts mehr zu hoffen, als auf eine Stützstelle in Sankt-Annen,“ setzte sie, mit dem Versuch zu scherzen, hinzu, während in wehmüthig schmerzliches Lächeln um ihren Mund zuckte.

Er sah sie überrascht an. „Edles, wahrhaftiges Herz,“ sagte er bewegt. Sie reichten sich die Hände.

Clemence sah bittend zu ihm auf. „Verzeihen Sie mir, Hoheit, daß ich Ihnen so weh gethan.“

„Nichts da von Wehthun, Fräulein; Sie haben mir die Wahrheit gesagt, und die muß jeder rechte Mann ertragen können. Leben Sie wohl, und wenn Sie einmal einen Freund brauchen, dann vergessen Sie mich nicht.“

Er legte den Arm um ihre Schulter und Clemence fühlte seine Lippen auf ihrer Stirn. Er ging; in der Thür sah er noch einmal zurück, — sie stand regungslos, den zierlichen Kopf gesenkt.

„Leb wohl, mein Lieb!“ flüsterte er leise und fuhr sich mit der Hand über die Augen. In strammer, aufrechter Haltung schritt er durch die Gemächer und die Treppe hinab.

„Herzogliches Schloß!“ befahl er dem Kutscher, und der Wagen rollte fort. — — — — —

Die natürliche Folge der eben stattgefundenen Unterredung war Clemences „Beurlaubung“ auf unbestimmte Zeit — ihre Entlassung aus ihrer Stellung als Hofdame. Sie hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, sie war frei, aber sie stand auch mit nur geringen Mitteln einer ungewissen Zukunft gegenüber, und die Frage „wohin“ trat mit ganzer Schwere vor ihre Seele. Aus einem mit allem Komfort des Reichthums umgebenen, sorgenlosen Dasein sah sie sich plötzlich auf gewisse beschränkte Einnahmen angewiesen, und der Ernst des Lebens war ihr so greifbar nahe gerückt, wie sie es nie geahnt oder für möglich gehalten.

Zunächst hatte sie sich bei einer Freundin in Dresden zum Besuch angemeldet, die — verwittwet und in angenehmen Verhältnissen lebend — sie mit offenen Armen empfangen würde, zumal drei eben von den Mätern genesene Kinder lebhaft nach Unterhaltung durch die schöne Tante verlangten. Dort wollte sie überlegen, wie ihr weiteres Leben sich gestalten sollte.

Rascher, als sie gedacht, waren die nöthigen Formalitäten erledigt, die ihr Scheiden aus dem Hofstaat der Prinzessin erforderten, und auch ihre Nachfolgerin war bereits bestimmt; es machte sich alles dies um so leichter, als auch Katharina M. versieß und aus „Gesundheitsrückichten“ den Winter an der Riviera zubringen mußte.

Eines Nachmittags, gerade als Clemence beschäftigt war, an Gräfin Mathilde zu schreiben und ihr den jähren Wechsel mitzutheilen, den ihr Leben erfahren, wurde ihr ein Brief überbracht, der den Poststempel von Lindenbrück, nicht aber die Adresse von Gräfin Mathildens Hand geschrieben zeigte. Eine jähe Ahnung durchzuckte sie; der Athem stockte und ihre Finger zitterten, als sie den Umschlag löste. Ihr erster Blick galt der Unterschrift, — „Wolfgang Graf Wolfenstein“ stand da in festen, großen Zügen. Einen Moment lehnte sie den Kopf zurück und schloß die Augen, sie fand nicht den Muth zu lesen, — endlich aber mußte es ja doch geschehen.

Schloß Lindenbrück, den 15. November 1888.

Gnädigstes Fräulein von Fünfkirchen!

Seit vierzehn Tagen an einer heftigen, sehr schmerzhaften Augenentzündung leidend, ist es meiner armen Tante Mathilde unmöglich, selbst an Sie zu schreiben und Ihnen ihre Bitte vorzutragen. Da der Arzt nämlich eine nur halbwegs rasche Besserung für noch sehr unwahrscheinlich hält, so hat meine Tante den Entschluß gefaßt, eine junge Dame ins Haus zu nehmen — kurz ausgedrückt: eine Gesellschafterin. Leider haben wir in unserer Familie keine einzige jüngere Verwandte, welche der Kranken dieses Opfer — denn leicht ist es nicht, mit ihr fertig zu werden, — bringen würde, und muß sie es wohl oder übel mit einer Fremden versuchen. Es hat sich ein Fräulein aus M. gemeldet, Tochter eines Arztes — Melanie Krüger, — und geht der Tante Bitte an Sie, gnädigstes Fräulein, nun dahin, mit der betreffenden Dame gefälligst einmal Rücksprache nehmen zu wollen und Ihr Urtheil über dieselbe abzugeben. Dieselbe muß sehr zuverlässig sein, vor allen Dingen aber ein Herz für die Kranke haben, da ich leider gezwungen bin, für mehrere Wochen wegen Erbschaftsregulirung nach Schlessien zu gehen. Vielleicht ist es Ihnen möglich, von Ihrer so sehr in Anspruch genommenen Zeit ein halbes Stündchen zu erübrigen. Sie würden durch Erfüllung ihrer Bitte nicht nur Tante Mathilde, sondern auch mich zu großem Dank verpflichten und werden im Hinblick auf die wirklich recht traurige Lage der

Patientin und die daraus entspringende Dringlichkeit der ganzen Angelegenheit diese Bemühung gütigst entschuldigen. Ihre gefällige Antwort muß ich Sie höflichst ersuchen, an mich zu richten, da Tante nicht lesen darf, und nur eine im Interesse der Kranken wenig wünschenswerthe Verzögerung dadurch herbeigeführt würde.

Den mir aufgetragenen herzlichsten Grüßen meiner Tante erlaube ich mir meine gehorsamste Empfehlung beizufügen, zeichnend, mein gnädigstes Fräulein,

Ihr

ganz ergebener  
Wolfgang Graf Wolfenstein."

Clemence schwindelte, sie konnte das Gelesene kaum fassen oder begreifen, — einmal, zweimal las sie den Brief, dann rang es sich wie ein unterdrückter Jubelton aus ihrer Brust.

„Gott, lieber Gott, ich danke Dir von ganzem, ganzem Herzen!“

Sie dachte weder an den kühlen, geschäftsmäßigen Ton, in dem das Schreiben abgefaßt, noch an die ironische Bemerkung über ihre „so sehr in Anspruch genommene Zeit“, sie dachte in diesem Augenblick nur daran, daß sich ihr eine Stätte bot, wo sie helfen, nützen, wo sie durch treue, liebevolle Pflege Leiden mildern und eine Schuld der Denkbare abtragen durfte für das, was Gräfin Mathilde und der Graf Wolfenstein ihr in ihrer Krankheit gethan.

„Nein, liebe Tante Mathilde,“ flüsterte sie, „Du sollst keine Fremde um Dich haben. Ich komme, ich will Dich gesund pflegen und ich will Ihnen, mein stolzer, schöner Graf, beweisen, daß das verwöhnte Fräulein doch noch zu etwas anderem nütze ist, als sich zu pudern und ihre Zeit zu verländeln.“

Bei diesem Gedankengang zuckte zum ersten male seit Monaten wieder jenes übermüthig schelmische Lächeln um ihren Mund, das ihrem reizenden Gesichtchen so gut stand.

Ohne lange zu überlegen, setzte sie sich an ihren Schreibtisch, legte einen mit breitem Trauerband und ihrem Monogramm versehenen Bogen zurecht, dem, wie all ihren Sachen, ein süßer Weichensduft entströmte, und schrieb:

„M., den 16. November 1888.

Herr Graf!“ —

Sie stockte — machte hie und da noch einen Punkt, verstärkte das Ausrufungszeichen und sah dann eine Weile zum Fenster hinaus; es war doch ein eigen Ding, in halben, förmlichen Worten an den zu schreiben — dem sie von allen Menschen auf der ganzen Welt am liebsten und vertrauensvollsten ihr ganzes Herz ausgeschüttet hätte und den sie sich durch jene unglückselige Wette entfremdet, für immer verloren hatte. Aller Uebermuth war wieder verweht bei diesem Gedanken, und heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen; war es denn so böse, so unverzeihlich, was sie gethan, daß sein und ihr Lebensglück daran Schiffbruch leiden mußte? Die Thränen fielen auf das Papier, sie verwischten den „Herrn Grafen“ vollständig, und Clemence mußte einen andern Bogen nehmen; vorsorglich zertippte sie die feuchten Spuren an den Wimpern und setzte unter Ortsnamen und Datum dieselbe Anrede, aber dann ging es auch ohne Zögern weiter.

„M., den 16. November 1888.

Herr Graf!

Mit herzlichster Theilnahme habe ich durch Ihre Zeilen von der Krankheit meiner innig verehrten Freundin gehört. Was nun die in Aussicht genommene Stellung einer Gesellschafterin und Pflegerin betrifft, so würde ich mich unendlich freuen und es als einen besonderen Beweis des Vertrauens betrachten, wenn Gräfin Mathilde dieselbe mir übertragen möchte. Herzliche Liebe zu der Patientin und das ernste Streben, auch einmal etwas Nützliches im

Leben zu leisten, werden vielleicht ein kleiner Ersatz sein für das, was mir an praktischer Erfahrung fehlt. Meine Verbindung mit dem hiesigen Hofe ist vollständig und für immer gelöst — das Nähere mündlich — ich gehe, falls Gräfin Mathilde mich nicht gebrauchen kann, nach Dresden zu Frau von Stückrath, um ihre drei an den Masern krank gewesenen Kinder vollständig gesund zu pflegen. Sie sehen, Graf, daß ich es nun einmal auf einen Pflegerin-Posten abgesehen habe, und braucht Gräfin Mathilde nicht etwa zu denken, daß ich ein Opfer bringe, wenn ich nach Bittenbrück komme. Meiner sofortigen Abreise steht nichts im Wege und bitte nur um gütige Nachricht, falls auch Ihre Reise sehr eilig ist.

Bitte tausend herzlichste Grüße der lieben Kranken zu sagen, empfehle mich Ihnen, Herr Graf, und zeichne

ergebenst

Clemence von Fünfkirchen.“

„So,“ sagte sie sichtlich befriedigt, korbvertirte und adressirte den Brief und nahm ihn dann selbst mit, als sie mittags in die Stadt ging. — Die Prinzessin hatte sie nur wenig mehr um sich, sie zürnte dem jungen Mädchen bitter und hielt es nicht der Mühe werth, dies vor ihrer Umgebung zu verbergen, es blieb Clemence nicht erspart, auch die peinlichen und demüthigenden Phasen des in Ungnade gefallenen Günstlings zu durchlaufen. Sie ertrug das alles mit einer fast freudigen Selbstüberwindung, wenn sie sich sagte, daß so, wie sie gehandelt hatte, auch Graf Wolfenstein mit ihr zufrieden sein würde; die tiefe, reine Liebe zu ihm hatte ihr die Kraft gegeben, sich frei zu machen von dem Leben des Scheins und üppiger Genüsse; aus ihr würde sie auch die Kraft nehmen, ein anderes, besseres zu beginnen.

Schon der nächste Morgen brachte ihr ein Telegramm aus Bittenbrück.

„Herzlich willkommen. Erwarte Sie an der Bahn mit dem Zug 4.15 morgen.  
Wolfenstein.“

Clemences Abreise nach Dresden war auf übermorgen festgesetzt, so blieb ihr nur noch übrig, an Frau von Stückrath zu schreiben, die Erbprinzessin von der Aenderung ihres anfänglichen Planes zu unterrichten und um die Erlaubniß zu einer früheren Abreise zu bitten.

Katharina empfing ihren einstigen Liebling mit einem stolzen, flüchtigen Neigen ihres Hauptes.

„Frau von Bielau hat mir bereits mitgetheilt, um was es sich handelt,“ sagte sie. „Du willst morgen nach Dresden fahren, Deiner Abreise steht nichts im Wege. Baroness Dewig wird sofort für Dich eintreten.“

„Es liegt nur insofern ein kleiner Irrthum vor, Hoheit, als ich nicht nach Dresden, sondern nach Bittenbrück gehen werde,“ sagte Clemence.

Die Fürstin zuckte jäh zusammen, und ihre Augen schleuderten Blitze des Hasses auf das Mädchen.

„Gräfin Mathilde ist krank, der Graf verreist, und sie wünscht für diese Zeit eine Gesellschafterin.“

„So habe ich mich also nicht getäuscht,“ rief sie, von ihrer Leidenschaft hingerissen. „Du liebst diesen Wolfensteiner, und um dieser Liebe willen hast Du meine Pläne zerstört. Aber glaube mir, Du wirst das Ziel nicht erreichen, wonach Du strebst; Gräfin Mathilde wird sterben; er lebt im Banne der Vergangenheit weiter und Dir wird nichts bleiben als die Neue um ein muthwillig verschmerztes glänzendes Boß, oder wenn es hoch kommt, eine Stiftsstelle in Sankt-Annen. Hierher zurück führt kein Weg Dich wieder — keiner.“

Clemence antwortete nichts; ihr weibliches Bartsgefühl empörte sich bei solcher Sprache, die das letzte schwache Band der Buneigung, das sie noch an diese Frau fesselte, zerriß.

„Ich bitte Euer Hoheit mich entfernen zu dürfen.“

Eine entlassende Handbewegung Katharinas war die Antwort, Clemence zögerte noch einen Augenblick.

„Hoheit waren mir stets eine so gütige Gebieterin — wenn ich gefehlt, bitte ich, mir zu verzeihen und davon überzeugt zu sein, daß das Gefühl persönlicher Dankbarkeit nie in meinem Herzen erlöschen wird.“

Sie ergriff die herabhängende Hand der Fürstin und drückte sie an ihre Lippen. Katharina duldete es, ohne ein Wort des Abschieds an die Scheidende zu richten . . . .

Als sich die Thür hinter Clemence geschlossen, warf sie sich laut aufstöhnend in einen Sessel, preßte das Gesicht in die weichen Polster und schluchzte.

„Er liebt sie und sie ihn; sie werden glücklich werden, doch ich — ich — ich bin ganz einsam zurückgeblieben. Ganz einsam,“ wiederholte sie noch einmal leise.

### 9. Kapitel.

Todeszweigen des Winters lag über Wald und über Schloß Favorite; glitzernder Schnee hüllte den koketten Bau in ein weiches, schimmerndes Gewand, bedeckte die alten Baumriesen, setzte den Göttergestalten weiße hohe Mützen auf die Häupter und hing ihnen strahlende Mäntel um die olympischen Glieder. In allen Räumen des Schloßchens, mit Ausnahme des Speisesaals und der Gemächer des Grafen, waren die Vorhänge herabgelassen, die Thüren verschlossen; nirgends hörte man eine fröhliche Stimme, ein heiteres Lachen, und die traute Gemüthlichkeit, die im Winter das Haus lieb und werth macht, fand keinen Einlaß. Durch den Tod des Rittmeisters von Fünflirchen und seiner Gattin hatte Wolfenstein die letzten alten, wirklichen Freunde verloren.

Die kaum erwachten Hoffnungen auf ein neues Lebensglück und der Glaube an Clemence waren ihm geraubt, aber seine tiefe, leidenschaftliche Liebe zu dem schönen, reizvollen Geschöpf war dieselbe geblieben, und wie ihn sonst die Erinnerung an eine Todte in Favorite gefesselt, so jetzt das treue Gedemken an eine Lebende. Immer und überall sah er sie vor sich — im Garten — im Speisesaal — ging er durch die Vorhalle, meinte er ihren leichten Schritt auf der Treppe zu hören, und saß er in seinem Zimmer, vor Abiomens Bild, dann stand sie daneben, just wie an jenem Nachmittag — — — — Ein heißes, unbesiegbares Verlangen überkam ihn oft, daß er, die Arme sehnsuchtsvoll ausbreitend, ihren Namen flüsterte.

Oft auch, wenn die Lampe vor ihm auf dem Schreibtisch brannte, Jongo, sein einziger Gefeirt, sich auf dem Teppich rechte, und im Ramin die verglimmenden Holzscheite knisterten und sprühten — wenn die dichten Vorhänge herabgelassen und kein profaner Blick zu ihm hineindringen konnte, dann öffnete er eine kleine silberbeschlagene Kassette: ein zartes Battisttuch und ein verwelkter Eichenkranz lagen darin — eins nach dem anderen nahm er und drückte es an Aug und Lippe! — Das Tuch hatte Clemence verloren, als sie zum ersten mal — im Frühling — in Favorite war, das Zweiglein hatte sie getragen, als sie den unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan; er hatte es undemerkt von ihrer Brust gelöst, um, wie er damals wähnte, es ihr später zu glücklichrer Zeit wiederzugeben. Jetzt war es ihm ein theueres Erinnerungzeichen an diese Stunde, wo sie, von seinen Armen umfangen, an seinem Herzen geruht — zum ersten und zum letzten mal.

Senen Brief zu schreiben, im Auftrag von Gräfin Mathilde, war ein größeres Opfer, als dieselbe ahnte, und dem Tag, der ihre Antwort bringen konnte, sah er mit fieberhafter Unruhe entgegen. So sehr er auch mit sich selbst zürnte, so oft er sich auch wiederholte, daß sie seiner Liebe unwerth sei, und daß er ihr nichts mehr gewesen, als die anderen, war er doch reich und vornehm, ja, wenn sich ihre eiteln Träume im Hinblick auf den Prinzen nicht erfüllten, sogar der „reichste und vornehmste“ von allen — das eigenwillige Herz behielt das letzte Wort und sehnte sich nach wie vor nach der, die es nun einmal lieb gewonnen.

„Heute,“ so reflektirte er, „konnte noch keine Nachricht kommen, hatte sie doch seinen Brief erst am vorhergehenden Tag gegen Mittag erhalten; sie mußte denn gleich, sofort geschrieben haben. Unmöglich — sie mußte ja erst die Dame auffuchen —“

Es klopfte; Wolfenstein sah von dem Buch auf, in dem er anscheinend gelesen. Joseph trat ein und überreichte auf silbernem Teller die Postsachen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der fluch Kishogue's.

Eine irische Sage.

Nacherzählt von G. Harmsdorf (Dublin).

War einmal vor Zeiten ein glorioser Bursche, Kishogue mit Namen, und lebte sicherlich kein prächtigerer Gefelle weit und breit in den sieben Gemeinden. Im Trinken, Spielen, Balgen und Raresiren suchte er seinesgleichen auf dem grünen Erin. Keiner war so wie er Hahn im Korbe bei allen schmucken, munteren Dirnen. Keiner verstand so meisterlich, den Hasen und Rebhühnern und Dachsen und Forellen nachzustellen, gleichviel auf wessen Grund und Boden sie sich ihres Daseins freuen mochten. Keiner wußte so wohlgefalzene Prügelsuppen einzubrocken bei Jahrmärkten, Leichenschwachen und anderen passenden Gelegenheiten — keiner stand bei seinen Altersgenossen in so hohem Ansehen als eine wahre Blume und Zierde der irischen Burschenschaft.

Zwar bei den beharnten Gentlemen, den Vernünftigen und Gesekten, die den Beutel und das Regiment in der Grafschaft führten, war er nicht ganz so beliebt und bewundert, und man konnte von ihnen oftmals unter mißmuthigem Kopfschütteln hören, die Grafschaft würde darum nicht ärmer sein, wenn Kishogue aus dem Lande oder vielleicht auch aus dem Leben wäre. Vermochten ihm aber nichts anzuhaben, denn er war ein gewichster Bursche, schlauer als ein dreimal gepürschter Fuchs, schlief auch wie ein Wiesel mit offenen Augen und lachte alle aus, die ihn in eine Falle zu locken gedachten.

Da aber — nach einer besonders fröhlichen Nacht — hatte der Teufel sein Spiel, und der arme Kishogue wurde das Opfer eines unglückseligen Mißverständnisses, in das er hineingetappt war — er wußte selber nicht wie. In tiefster Finsterniß hatte er sich fortgestohlen aus Pat Flanagan's Hause, der den besten Postheer und die schmuckste Tochter hatte weit und breit, und da war's ihm geschehen, daß er des Squire Rothschimmel für seinen Rappen angesehen und ihn mit sich fortgeführt hatte in der Meinung, er sei ausgebrochen und über die Umzäunung von des Squire Weideplatz geklettert. Und weil er seines Rappen ohnedies überdrüssig gewesen war, hatte er ihn, den Rothschimmel nämlich — denn das war ja eben das Mißverständniß — weiter geführt bis nach Clansmarthen, wo er ihn bei Tagesanbruch für ein Duzend funkelnegeleuer Goldsüchse verjilberte.

Nicht eher wurde er seines Furthums gewahr, als bis der Konstable bei ihm eintrat und ihn aufforderte, mit ihm zu gehen. Da fiel der arme Kishogue geradezu aus den Wolken.

„Weshalb in aller Welt soll ich mit Euch gehen, wenn es erlaubt ist, danach zu fragen?“

„Wegen des Squire seinem Rothschimmel, den Du ihm vor drei Tagen von seiner Weide gestohlen.“

„Das ist wahrhaftig das Erste, was ich höre.“

„Wird aber nicht das Letzte sein, was Du darüber hörst — bei meiner Seele.“

„Aber es war doch mein Rappe,“ sagte der arme Kishogue „und es wird einem ehrlichen Manne doch wohl erlaubt sein, sein eigenes Vieh fortzuführen.“

„Magst Dich mit dem Vordröchter weiter darüber unterhalten, wenn Du vor den Affisen stehst. Wird Dir aber, wie ich denke theuer zu stehen kommen — das Mißverständniß.“

„Nun, wenn man einem ehrlichen Manne durchaus keinen Glauben schenken will, so will ich in des Teufels Namen mit Dir gehen,“ sagte der arme Kishogue. Und sie gingen.

Die Zeit der Affisen kam heran und der arme Kishogue war der erste, den sie in die Pfanne legten, von wegen des Squire seinem Rothschimmel, den er für seinen Rappen gehalten. Und es war eine gar heiße Pfanne, denn die alten Herren hatten sich hoch und theuer verschworen, ein Exempel zu statuiren. Und es war da ein Männlein in schwarzem Talar mit einer Perrücke und einer Brille, das schnellte hin und her und that einen Paß Geschriebenes vor sich hin und putzte seine Brille und las und las, daß man hätte schwören mögen, es würde alle Tage seines Lebens nicht fertig werden. Und alles ging über den armen Kishogue her, der nicht die Hälfte von alledem gethan hatte, so daß er zuletzt in eine heillose Angst gerieth und mitten in die Vorlesung des schäßigen Knirpses hineinschrie:

„Bei Jesus, alles was das kleine Perrückenmännchen da sagt, ist erstunken und erlogen. Und wenn ich nur die Hälfte davon gethan habe, so will ich — — —“

„Stille im Gerichtshofe!“ schrie der Weibel, aber der arme Kishogue schrie nur noch lauter:

„Ist das eine Gerechtigkeit für einen armen Jungen? Zeter, Mord und Todtschlag! soll eines Mannes Leben weggeschworen und weggeplarrt und weggekrächzt werden auf diese jämmerliche Art und Weise — und er darf kein Wort dazu sagen!“

„Hall's Maul!“ schrie der Vordröchter. Und mußte er richtig das Maul halten, bis das Perrückenmännlein alles ausgelesen. Und dann fragte ihn der Richter:

„Schuldig oder nichtschuldig?“

„Nichtschuldig!“

„Glauben Dir's nicht,“ sagte der Vordröchter.

„Weiß wohl, daß Ihr's mir nicht glaubt. Seid ja dafür bezahlt, die Leute zu hängen. Und je mehr Ihr hängt, desto fleißiger habt Ihr gearbeitet.“

„Hast ein bewegliches Büngelchen — Bursche!“

„Ach, ich besorge, werdet es bald unbeweglich gemacht haben — mein Büngelchen — Ihr und der Galgenmann.“

Und war bei St. Patrick damit nicht weit von der Wahrheit entfernt, der arme Kishogue, denn sie brachten ihn so in die Klemme, daß er nicht mehr schwitzte, sondern dampfte und zuletzt das Maul garnicht mehr aufzuthun wagte, einen solchen Schwarm von Zeugen ließen sie auf ihn los. Die schworen Stein und Bein über seine Schandthaten und als sie erst einmal recht im Zeuge waren, würden sie faustdicke Bücher in einen neuen eisernen Topf hineingeschworen haben, wenn man es von ihnen verlangt hätte.

Kishogues Freunde und Kameraden freilich thaten auch ihre Schuldigkeit als rechthaffene Leute. Sie standen da wie Männer und schworen aus Leibeskräften, daß es eine Freude war, sie zu hören, und meinten auch, ihm ein Alibi zusammenschwören zu können, daß er in jener Nacht ein paar Duzend Meilen oder so von der Weide des Squire entfernt gewesen sei, also auch den Rothschimmel nicht gestohlen haben könne. Aber es half alles nichts. Richter und Geschworene waren nun einmal auf das Verderben des armen Kishogue erpicht und so wurde er verurtheilt, gehangen zu werden. Der Vordröchter setzte seine schwarze Kappe auf und sprach gar viele schöne und erbauliche Worte mit heilsamen Ermahnungen und guten Rathschlägen. Schade nur, daß sie allesamt um ein Weniges zu spät kamen.

„Der Herr sei Deiner Seele gnädig — Amen!“

„Danke Euch, Mylord!“ sagte Kishogue, „obwohl es selten ist, daß Glück und Segen nachkommen, wo Euer Gebet und Amen vorausgegangen.“

Am nächsten Samstag sollte er ausgeführt und gehangen werden, und als die Stunde da war, holten sie ihn ab. War es aber nicht wie heutzutage, wo man es den Leuten gar so bequem macht und sie aus lauter Menschenfreundlichkeit geradezu vor den Fenstern ihres Armesünderstübchens aufhängt. Von solchen verfeinerten und humanen Gefühlen wußte man zu jenen Zeiten noch nichts. Man stellte den Galgen eine gestreckte halbe Meile draußen vor'm Thore auf und fuhr die Todeskandidaten gleich den Mastschweinen auf einem Karren durch die ganze Stadt. Dafür aber gab es eine andere gute Sitte, von der man heute nichts mehr weiß. Wenn der Karren mit der ganzen Prozeßion an die Ecke der Kreuzstraße kam, wo die Witwe Hüllagan ihre Pintenschente hielt, so gab es einen Stillstand und es kam ein Fiedler heraus, der auf seiner Geige muntere Stücklein aufspielte, und die Witwe Hüllagan erschien mit einem tüchtigen Krüge Würzwein oder Punsch zur Stärkung des armen Sünder's. Denn eine solche Spazierfahrt zum dreibeinigen Roß bleibt doch an und für sich immer ein wenig vergnüglich Ding, selbst wenn man für eine gerechte Sache stirbt, wie Onkel Meigs sagte, als er gehängt wurde, weil er den Steuer-einnehmer von Londonderry kalt gemacht.

So war es alter Brauch und die Witwe Hüllagan war eine gar gute und empfindsame Seele. So empfindsam, daß sie den Wein stets umsonst hergab und jedesmal mit dem armen Sünder zum Galgen ging, wäre er ihr auch wildfremd gewesen. War es aber einer ihrer guten Freunde, wie es ja zumeist geschah, so mußte sie am allernächsten stehen, seine Abfahrt mit anzusehen, und an tröstlichem Zuspruch ließ sie es ihm dabei niemals fehlen.

Wie nun der arme Kishogue mit seinem Gefolge aufgezoogen kam, so muthig und tapfer, als säße er in Mylord Leutnants Staatswagen, und gar nicht ein bißchen bleich und niedergeschlagen, und wie der Zug vor der Pintenschente hielt, da rief er, daß es weithin schallte:

„Schickt mir den Tom Riley heraus! Alsogleich schickt ihn mir heraus, daß er mir aufgeige und mir das Herz kräftige mit dem Stück von den „Burschen von Mallow!“

Denn er war selber ein Mallow-Bursche und gar stolz auf den Ort seiner Geburt, wie die Leute von Mallow wiederum stolz waren auf ihn.

Aber wie es geht, wenn der Teufel schon einmal seine Hand im Spiele hat, so ging es auch hier. Wie auch der arme Kishogue nach ihm rief, kein Tom Riley ließ sich blicken, und die Ursache war, daß er nicht kommen konnte, weil er nicht weit von Blarney's toll und voll in einem Graben lag.

Wie aber der Kishogue endlich inne wurde, daß er sein Leibstück und Lieblingslied nicht hören sollte auf dem letzten Gange, wurde er doch so todtenbleich, als ob er schon am hölzernen Roffe hinge und war ihm das Leben mit einemmal ganz und gar verleidet.

„Bringt mich fort!“ schrie er, „bringt mich fort! — Tom Riley hat mich betrogen. Er hat versprochen, mir aufzufiedeln, damit ich sterben könne, wie ein wackerer Bube von Mallow — und er hat mir sein Wort gebrochen. Bringt mich weg — nun liegt mir schon gar nichts mehr an der ganzen Geschichte. —“

Und die Witwe Hüllagan kam mit einem gewaltigen, rundenbauchigen Krüge voll gewürzten Branntweins, der so köstlich duftete, daß einem Lord der Mund danach gewässert hätte.

Sie hielt ihm den Krug hinauf, aber er wollte ihn nicht anrühren und als sie ihn eindringlicher beschwor, da wurde er ganz wild und schrie:

„Fort aus meinen Augen! — Verflucht sei Dein Johannes-trunk! Und verflucht sei der Tropfen, der davon über meine Lippen kommt!“

Und wie er diese gräßlichen Worte sprach, ging ein Entsetzen durch die Herzen aller, die sie hörten. Daß ein Irländer das Rasse zurückstieß und es sogar verfluchte, geschah sicherlich zum ersten

mal seit der Erschaffung der Welt, und sie meinten, es müsse mit dem Verstand des armen Rishogue nicht mehr richtig sein und müsse ihn überdies irgend eine schreckliche Strafe treffen für seine unerhörte Lasterung.

Fort rollte und polterte der Karren und gar stille schlichen Männer und Weiber hinterdrein — dem traurigen Orte zu, wo mit einem armen Sünder nicht eben viel Federlesens mehr gemacht zu werden pflegt.

Wollte aber der Sheriff die Leute doch nicht ganz um das Vergnügen bringen, auf das sie sich Hoffnung gemacht hatten, und fragte den armen Rishogue, ob er denn nicht noch ein Wörtlein verlieren wolle zur allgemeinen Erbauung.

Der jedoch wehrte mit Händen und Füßen ab.

„Fort — fort! Macht ein Ende — ich will nichts mehr hören und sehen! Wie ein fröhlicher Bube von Mallow dachte ich zu sterben, und nun ist mein Herz zum Tode betrübt, da Tom Niley mich so schändlich betrogen!“

Und weil er es denn gar so eilig hatte, legten sie die Dinge zurecht und thaten ihm, wie er es haben wollte. Raun hatten sie ihm die Hansbraut um den Hals gelegt, als er selber die Leiter wegstieß, auf der er stand und sich damit hinüber schnellte in das jenseitige Land. Man hörte nur noch einen Knack, sah ein Hopsen, ein kurzes Baumeln und Zucken und aus war's mit ihm und er im Himmel — oder sonstwo.

War aber mit dem rechten Fuße zuerst vorwärts geschneilt, was, wie die Leute sagen, immer ein Zeichen ist, daß der arme Sünder in die ewige Glorie eingegangen, und mochte er auch wohl dahin eingegangen sein, denn er war ein gar fröhlicher Bursche gewesen und herzensgut trotz all' seiner Teufeleien und nur ein bißchen unbequem für die alten Herren, deren Krallen nicht so leicht einer entgeht, wenn sie ihn erst einmal auf den Muck genommen haben. Ist nun schon einmal so der Lauf der Welt.

Wie er nun so dahing und die Leute ihn anschauten und ihre Betrachtungen darüber anstellten, was für ein tüchtig gestreckter Leichnam aus ihm geworden war, da gab es mit einemmal außerhalb des Kreises einen lauten Schrei und man sah einen Reiter herangesprengt kommen auf einem weißen Pferde, gerade auf den Galgen zu. Wie er herankam, erkannten die Leute freilich, daß das Pferd eigentlich schwarz war und nur weiß von lauter Schaum. Und der Mann war geritten, daß er keinen Athem mehr im Leibe hatte, auch kein Sterbenswörtchen herausbringen konnte, sondern nur eben noch ein Papier aus der Tasche zu reißen und es dem Sheriff zuzuworfen vermochte.

Der aber wurde todtenbleich, als er es gelesen, und konnte zuerst vor Bestürzung garnicht reden, bis er dann mit einemmal schrie:

„Haut ihn entzwei! — Um des Himmelswillen — haut ihn auf der Stelle entzwei!“

Und die Dragoner ließen sich das nicht zweimal sagen, denn es waren echte Dondonerry-Drögoner und Leute wie sie sein sollen. Wenn er sich nicht blickschnell gebückt hätte und von seinem Pferde herabgesprungen wäre, so hätten sie ihn unfehlbar entzwei gehauen — den Reiter nämlich, und er wäre seinem Schicksal nicht entgangen, wenn nicht der Sheriff dazwischen gesprungen wäre.

„Nein, nein, den Gehängten sollt ihr entzwei hauen oder vielmehr den Strick — Ihr verdammten Schlingel! nicht den Mann, der den Pardon gebracht hat!“

Da hieben sie nun wohl den Strick entzwei so schnell sie konnten, aber für den armen Rishogue war es Senf nach dem Essen und alles vorbei mit ihm. Er war mausetodt und so steif, daß er den besten Thümposten hätte abgeben können. In einem gesalzenen Häring konnte nicht weniger Leben sein als in ihm.

„O Unglück, Malesiz und Pestilenz!“ schrie der Sheriff und riß sich die Haare aus der Perrücke. „O Pest und Hungersnoth! Wollte wahrhaftig lieber Milchsuppe essen, als das erlebt haben!“

Den armen Rishogue zu hängen, wenn ein Pardon für ihn da ist! Der Teufel mag Dich dafür holen, Rishogue, daß Du so mit Extrapost gehangen werden wolltest!“

Aber noch viel lauter als er jammerte die Wittwe Gullagan „Millionen Peter, Mord und Todtschlag! Das ist nun des Himmels Strafe dafür, Du unglückseliger Rishogue, daß Du meinen Punsch verschmäht und den Johannestrunk verflucht hast! Hättest Du nur einen Schluck genommen, — nur einen einzigen Schluck, so würdest Du sicherlich keinen Tropfen übrig gelassen haben und wärest darüber selbst übrig geblieben. O Du armer Rishogue! O Du unglückseliger Bursche!“

„O Du unglückseliger Rishogue!“ schrien alle die Tausende und waren tief erschüttert, weil ihnen gar so deutlich vor Augen stand, was es bedeuten will, die edle Gottesgabe zu verschmähen und zu verfluchen. Sie empfanden es alle mit geheimem Grauen, und es gilt seit jenem Tage der Fluch Rishogues in Mallow und Dondonerry und in York und Munster und in ganz Irland als der gräßlichste, lästerlichste Fluch, sodaß jeder Sohn des grünen Erin sich vor nichts anderem so ängstlich hütet als davor, ihm zu verfallen. —

(Nachdruck verboten.)

## Schöne Maste . . . . .

Eine Faschingsgeschichte von E. F a h r o w.

Nun war es aber die höchste Zeit, sich anzuziehen!

Längst schon rollten die Wagen nach dem großen Stadthause hin, wo heute der Japan- und Chinaball stattfand, so genannt, weil es auch allen anderen Völkern und sonstigen Geschöpfen erlaubt war, auf demselben zu erscheinen.

Dotte March war unglücklich, wie sich das eigentlich für ein modernes, reifes Mädchen garnicht gehörte. Diese beneidenswerthen Wesen stehen ja bekanntlich über allen Schwächen und Leiden, welche ihren schwachen Schwestern aus dem neunzehnten Jahrhundert noch zuertheilt waren.

Da man im zwanzigsten Jahrhundert eingesehen hat, daß eigentlich nichts auf der Welt tragisch, weil ja doch allemal nur ein Uebergang ist, da man ferner sieht, daß ein weiblicher Kämpfer auf dem Turnierplatz des Lebens ebenso viel erreicht wie ein männlicher, weshalb sollte man da nicht mit philosophischer Heiterkeit einfach alles hinnehmen, was das Leben bringt?

Dotte March war auch gewöhnlich sehr heiter; sie war es um so mehr, als sie ein ernsthaftes Freundschaftsverhältniß mit einem jungen Maler hatte, welches mit der Zeit sogar zur Heirat führen sollte. Dotte war aber eben erst dreißig Jahr alt, da ist es heutzutage noch nicht so eilig mit dem Heiraten. Und außerdem — ja, das war eben der einzige Stachel auf diesem fröhlichen, selbständigen Weg der beiden — außerdem fehlte es am Geld.

Daß auch dieses immer noch zum „Nöthigsten“ gehörte! Es war eigentlich unwürdig! Aber es war wahr!

Nun, eines Tages würde schon irgend ein glücklicher Zufall eintreten — Dotte wußte das ganz genau; denn dem Zuge des Jahrhunderts folgend war sie eine eifrige Okkultistin, und die verschiedensten mythischen Prognosen hatten ihr gesagt, daß eine „große Veränderung glücklichster Art“ ihr bevorstehe.

Um dem Schicksal ein wenig aufzuhelfen, hatte ihr Detlef — diesen poetischen Namen trug der Maler Kneisel — zum letzten Geburtstag ein Lotterielos geschenkt. Eines von der Sorte, die für zwei Serien galten; wenn es also nicht in der ersten Serie herauskam, stiegen die Wahrscheinlichkeiten in's Ungeheuer, daß es in der zweiten gewann.

Manchmal gewann es auch garnicht. —

Nun war Lotte gerade im Moment vor dem Anziehen eingefallen, daß die Ziehung ja heut gewesen war. Ah, wenn sie gewonnen hätte! Man konnte fünfzigtausend, ja sogar hunderttausend Mark da gewinnen — und es war solche famose Nummer, lauter ungerade Zahlen. Die bringen bekanntlich Glück.

Wo aber hatte sie das Loos?

Vergeblich durchsuchte sie ihren Schreibtisch, riß alle Kommodenfächer auf, warf den Inhalt der Wäschektruhe durcheinander — das Loos war nicht zu finden.

Deshalb war Lotte March, das moderne Mädchen, das über allem Kleinlichen stand, unglücklich.

Sie besann sich, wann sie es zuletzt in Händen gehabt hatte. Sie besann sich so lange, bis ihr der Kopf schmerzte, aber dann fiel es ihr plötzlich auch ein — es war ebenfalls am Abend eines Maskenballes gewesen. Gleich nach Weihnachten, als sie in den „Verein zur Evolution der weiblichen Psyche“ geladen war, der nach Wolzogens Buch vom „dritten Geschlecht“ allen Ernstes entstanden war. Aber es war nur ein Akt-Verein.

Weiter wanderten ihre Gedanken rückwärts: sie hatte damals das Loos in die Tasche gesteckt — das Kostüm einer Türkin mit weiten Unaussprechlichen hatte sie bereits angehabt — Ihr Götter! — Lotte stieß einen wilden Schrei aus und sank in einen Lehnstuhl, der wie immer in solchen Fällen bereitstand.

Es war ihr jetzt alles klar — das Loos war weg! Denn das Türkinenkostüm, das sie sich selbst damals geschneidert, hatte sie zu der heutigen Redoute einer Freundin geliehen, einem ewig zerstreuten, flattrigen Tollkopf, der natürlich das Stückchen Papier achtlos fortgeworfen hatte.

Und nun — wenn nun das Loos gewonnen hatte!

Aber natürlich hatte es gewonnen! Lotte war auf einmal überzeugt, — sie hätte schwören mögen, daß es gewonnen hatte. Und den Hauptgewinn, selbstverständlich den Hauptgewinn!

Schließlich fing das starke Weib des zwanzigsten Jahrhunderts zu weinen an. Es war das richtige hüßlose, sinnlose Weinen, das noch niemals seit Erschaffung der Welt einem Menschen etwas genützt hat. Doch es dauerte dafür auch nicht lange. Nach fünf Minuten sprang Lotte auf:

„Ich Kameel!“ rief sie aus, „vielleicht kann ich das Loos noch retten. Lulu ist ja auch auf dem Ball — ich werde sie schon herausfinden; — oh, Ihr himmlischen Mächte, wenn es noch nicht zu spät wäre!“ Es war allerdings schon zehn Uhr, aber das ist ja für einen Maskenball noch nicht zu spät. So zog sie sich geschwind um, indem sie sich in eine sezeßionistische Blumendame verwandelte und steckte rechts und links über jedes Ohr eine Schwertlilie.

Reizend sah sie aus mit ihren nach den vergossenen Thränen besonders leuchtenden Augen und dem kleinen, halb ängstlichen, halb erwartungsvollen Lächeln um den Mund, der unter der Halbmaske sichtbar ward. —

Eine halbe Stunde später stand sie mitten in dem Gewühl der Masken.

Im ersten Augenblick sah man lauter Chinesen und Japaner, denn diese waren in überwiegender Anzahl vertreten, weil sich dadurch die billigsten Witze machen ließen. Auch Detlef Kneifel wollte als Mandarin erscheinen, Lotte aber sah von vornherein die Unmöglichkeit ein, ihn vor der Demaskierung zu erkennen.

Auch suchte sie ja keineswegs ihn, sondern die Türkin.

Jetzt sah sie eine — sie war sich freilich nicht ganz sicher, ob dies ihr Kostüm sei. Weiße, gelbe Beinkleider, ein phantastisch buntes Ueberkleid — ja, das war es wohl.

Rasch eilte sie hin, legte der Gestalt einen Arm um die Taille und flötete:

„Schöne Maske . . . . .“

Aber ein schrecklicher Bierbaß antwortete ihr:

„Na, kleine Lotte, bist du auch hier?“

Wie ein Blitz verschwand die erschrockene Lotte im Gewühl. Das war ja schrecklich! Ein Mann als Türkin — und dann diese dreiste Anrede — woran hatte er sie denn erkannt? Am Munde etwa? Ja, ja, alle ihre Kolleginnen am Mädchengymnasium sagten ja immer, sie habe solchen besonderen Mund — Kinderlippen.

„Ach was, — vorwärts! Ich muß die Lulu finden.“

Und siehe da, jetzt sah sie vier, fünf andere Türkinen. Alle schienen sie sich ihr Kostüm nach derselben Modenzeitung gearbeitet zu haben, denn sie sahen merkwürdig egal aus. Und zu einer nach der anderen trat Lotte heran mit ihrer schüchternen Begrüßung: „Schöne Maske . . . . .“

Zwei hatten ihr geantwortet, drei sie nur ausgelacht, denn es erschien den Orientalinnen komisch, daß eine Blume sie ansprach; Lulus Stimme aber war nicht darunter gewesen. —

Wieder packte die vorherige Aufregung Lotte; auch daß sie Detlef nicht fand oder daß er sie nicht fand, das ärgerte sie jetzt. Ueberdies hatte man angefangen, sie zu bewundern, und das war ihr in ihrer jetzigen Stimmung lästig. Besonders ein großer, rothblonder Mensch, der als Germane Arm in Arm mit einem antiken Römer umherging, ließ sie garnicht mehr aus den Augen.

„Schöne Maske,“ sagte er zu ihr, „Du hättest nicht Schwertlilien in Dein Haar stecken sollen.“

„Und warum nicht, dreister Arminius?“

„Weil Du schon Schwerter in Deinen Augen trägst und Lilien auf Deinen Wangen.“

„Na, doppelt reißt nicht,“ sagte sie trocken.

„Und außerdem,“ fuhr er fort, „hast Du das süßeste Mäulchen von der Welt, und es ist unbarmherzig, daß Du es jedem zeigst, ohne daß man es küssen darf.“

„Oh, einer darf es küssen! Der ist aber noch nicht hier, wie es scheint, — weißt Du nicht, Arminius, ob Lulu Schmieder hier ist?“

„Ah! Du kennst mich also?“

„Natürlich kenn' ich Dich!“ log Lotte. „Also wo ist Lulu?“

„Do t drüben, die Kleine in dem indischen Bajaderenkleid.“

„Das ist doch . . .!“ Und Lotte stürzte zu der Bajadere hin.

„Lulu, wo hast Du mein Kostüm?“

„Was willst Du, schöne Maske? Ich kenne Dich nicht.“

Das stimmte, denn Lulu sprach ganz anders. Der Germane hatte sie also gefoppt, sie sah ihn bis hierher lachen.

„Ach,“ sagte sie kläglich, „ich suche Lulu Schmieder!“

„Dann hast Du Glück, denn die kann ich Dir zeigen. Siehst Du, da neben der Palme die Türkin? Die mit dem rothen Turban, die ist's.“

Wahrhaftig, diesmal war sie's. Lotte packte sie am Arm, als wollte sie sie in Untersuchungshaft abführen.

„Lulu, wo hast Du mein Lotterielos? Es war hier in der rechten Tasche drin.“

„Gott, Kindchen, was da drin war, habe ich alles zu Hause in den Ofen geworfen: ein Pferdebahnbillet, einen Mantelknopf, einen zerrissenen Tüllschleier, mehrere zernitterte Papiere und den Rest von einem Pfannkuchen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Lotte entrüstet. „Solches Zeug stecke ich nicht in meine Hosentaschen!“

„Na ja, für gewöhnlich wohl nicht — aber wahrhaftig, das war alles drin.“

„Dann hast Du es selber hineingesteckt — oh Gott, oh Gott! Es ist zu gräßlich!“

Lulu dachte, Lotte habe zu viel Punsch getrunken, deshalb ließ sie sie lachend stehen und schickte statt ihrer selbst Detlef hin, der soeben, sehr erhitzt und außer Athem, überdies ohne Gesichtsmaske den Saal betrat.

„Da unter der Palme steht Lotte, Herr Kneifel. Ich glaube, sie weint, warum, weiß ich nicht.“

Detlef steuerte durch das Gewühl zu der in Schmerz aufgelösten Lotte hin und zog sie in ein stilles Nebenzimmer.

„Lotte, denke Dir doch, was wir für ein Glück haben!“

Sie fuhr mit einem unartikulirten Laut in die Höhe und hielt ihm den Mund zu:

„Unser Lotterielos . . .“ leuchte sie.

„Hat eine Nietel! Das hätt' ich Dir vorher sagen können, daß wir nichts in der Lotterie gewinnen; wir sind nicht dumm genug dazu!“

Bernichtet sank sie in einen Stuhl.

„Und das nennt der Glück haben.“

„Ja doch! Laß mich doch ausreden. Ich habe heute die Nachricht bekommen, daß Tante Aurelie sanft entschlafen ist und —“

„Und?“ schrie Lotte.

„Mich zum Universalerben eingesetzt hat. Zuhü! Nächste Woche heiraten wir!“

„Die gute Tante Aurelie!“ sagte Lotte gerührt. „Nun siehst Du's, daß der Astrologe Recht hatte, „die große Veränderung“ ist jetzt eingetroffen.“

„Ja, aber eigentlich — betrifft sie doch mich.“

„Nun, Du und ich, sind wir nicht Eins?“

Ein Kuß verschloß ihr den Mund. In diesem Augenblick ging der Germane vorbei, wischte sich den Schnurrbart und sagte lachend:

„Guten Appetit, schöne Maskel“

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Wortspielräthsel.

Kannst es thun und kannst es stellen,  
Und Bescheid wirst Du erhalten.  
Zu erörtern, zu behandeln  
Lieben's die, die — Härchen spalten.  
Wird ein Zeichen nur geändert, —  
Ehren wir ihr häuslich Walten.  
Von der Anmuth Reiz umflossen  
Sind's der Erde Lichtgestalten.

### Umstellräthsel.

Bei Baum und Strauch,  
Beim Brot ist's auch.  
Verändre dran  
Der Zeichen Stand:  
Ein brauner Mann  
Aus fernem Land!  
Und noch einmal  
Verstellt das Wort, —  
Ein weibliches Wesen  
Wird's sofort.

### Entwickelungsräthsel.

Aus „Major“ soll „Degen“ und hieraus „Orden“ mit jedesmal zwei Zwischenstufen entwickelt werden. Jede Stufe ist aus der vorhergehenden zu bilden durch Umwandlung zweier Buchstaben.

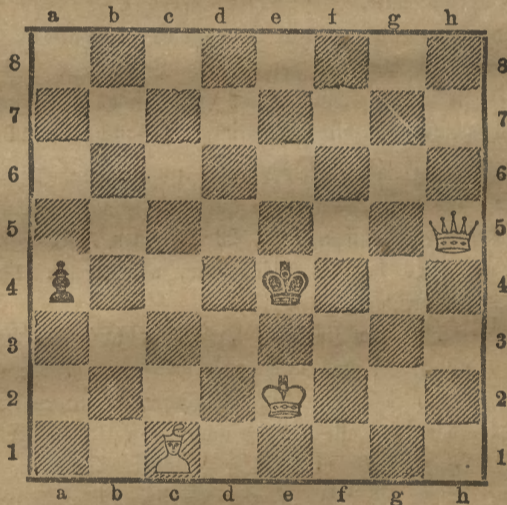
M A J O R  
— — — — — (Künstler)  
— — — — — (Körpertheil)  
D E G E N  
— — — — — (Wasserpflanze)  
— — — — — (Gebirge)  
O R D E N

### Räthsel.

Nenn mir den vielgewandten Mann,  
Der uns zu Etwas machen kann.  
Verleiht er uns den rechten Schein,  
So gilt dies mehr, als rechtes Sein.  
Und wie er selbst ist vielgewandt,  
Hält auch sein Name viel umspannt.  
Man findet drin, was scharf muß sein;  
Und was oft Nimbus soll verleiht'n;  
Und was der andern Glück erregt;  
Was künstiges Leben in sich trägt,  
Was Gott ruft und den Himmel an,  
Und unsre Seele hält in Bann;  
Und leicht auch findet man zum Schluß  
Drin einen kleinen nordischen Fluß.

### Schachaufgabe.

Von N. Corrias in Oziert.



Weiß.

Matt in drei Zügen.

(3+2)

### Auflösung des Ergänzungsräthfels.

Kleine Leiden regen auf, große stumpfen ab. (Kleider, Biene, Leiter, Orden, Mehe, Augen, Aufstand, Grobian, Muße, Stummel, Pfennig, Abzug).

### Auflösung des Bilderräthfels.

Anemone.

### Auflösung des Abstrichräthfels.

Wer tabelt, will kaufen.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von F. Skalitz).

1. Db1—c1, Kd5; 2. Sf3+. — 1. . . . . Ke5; 2. Dc8. —  
1. . . . . Sc4, 2. Df4+. — 1. . . . . Sb3; 2. Dc6+. —  
1. . . . . Sd1 beliebig, 2. Dc3+. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Bruno Renz, Neck, Bruno Börges, Elisabeth Stieff, R. G., Zigann, Erna und Alfred Gerth, Oskar Mertens, Conrad Schmidt, Sally Spiker, Max Süßkind, Auguste Noß, Cohn, Max Fock, Betty Latte, Bromberg.